

# Totentanz auf dem Kilimandscharo

Matthias Polityckis „Das kann uns keiner nehmen“ über eine verrückte Männerfreundschaft

Von Peter Mohr

Der inzwischen 65-jährige Schriftsteller Matthias Politycki, der durch seinen „Weiberroman“ (1997) bekannt geworden ist, hat sich zuletzt vor allem als kosmopolitischer Weltenkunder betätigt. 2005 war der auf Kuba angesiedelte Roman „Der Herr der Hörner“ erschienen, acht Jahre später entführte er seine Leser in „Samarkand, Samarkand“ nach Usbekistan.

Nun geht es nach Tansania in Afrika. „Schließlich hatte ich noch eine Rechnung mit diesem Berg offen und war entschlossen, sie morgen zu begleichen“, bekennt Ich-Erzähler Hans, ein Schriftsteller von Anfang 60, der vor vielen Jahren bei der Besteigung des Kilimandscharo gescheitert war und nur dank seiner damaligen Lebensgefährtin überlebt hatte. An einem Krater in über 5000 Meter Höhe trifft Hans, der leicht introvertierte Kopfmensch, auf einen derben Bayer, „wettergerbt, vielleicht Ende sechzig, der immer noch den Rocker geben wollte“. Jener „Tscharli“ ist das Gegenteil des Ich-Erzählers: ein lautstarker Sprücheklopfer, Macho und Rassist durch und durch. Er ist HIV-positiv, gesundheitlich stark angeschlagen und will seine letzten Jahre dort verbringen, wo er sich einst infiziert hat.

Bei der ersten Begegnung sind sie sich mehr als fremd, treten sogar offen feindselig einander gegenüber. „Tscharli“ nennt Hans verächtlich ein „Hornbrillenwürschtl“. „In anderen Weltgegenden wird anders geurteilt, gibt es andere Werte und andere Schlüsselerlebnisse“, heißt es im Roman. Der sensible, total verkopfte Hans muss feststellen, dass der derbe „Tscharli“ bei den Einheimischen gut ankommt und dass hinter der rauen Schale offensichtlich ein weicher Kern steckt. Ihre Gespräche, ihre Kontroversen – Aug’ in Auge – sind schon etwas aus der Zeit gefallen: das völlige Sich-Offenbaren, das schrittweise Annähern, der Übergang vom Zweckbündnis auf dem Dach Afrikas zur



Der Schriftsteller Matthias Politycki.

Foto: Volker Derlath / dpa

wahren Männerfreundschaft. Am Ende verbindet sie viel mehr als nur ihre gescheiterten Liebesbeziehungen.

Matthias Polityckis Tonfall changiert zwischen Martialität, tiefer Emotionalität und kurvenreicher Selbsterkundung. Protagonist Hans verändert sich unter dem Einfluss des kauzigen „Tscharli“ und des archaischen Handlungsortes, der mal geheimnisvoll-magisch, mal barbarisch wirkt: „In Afrika ist manches extremer. Es wird häufiger gelacht, aber es ist auch schneller mal gefährlich oder auch sogar schrecklich.“ Es geht um Herausforderungen, Selbstbestätigungen und Grenzüberschreitungen. Peinigende

körperliche Schmerzen und die totale psychische Leere begleiten das Duo im Gleichschritt.

Am Ende fahren Hans und „Tscharli“ gemeinsam nach Sansibar, wo sie auf getunten Motorrollern die Gegend unsicher machen. Die silbergrauen Senioren verspüren noch einmal so etwas wie Rockerfeeling. Hans begleitet „Tscharli“ Sterben – eine beklemmende Sequenz, vielleicht die eindrucksvollste, intensivste Passage dieses Romane.

„Das kann uns keiner nehmen“ erzählt uns von der tansanischen Bergwelt, von einer unkonventionellen Männerfreundschaft, von unglücklichen Beziehungen und von

einem langsamen Tod. Das geht ans Eingemachte und eignet sich nicht zur Überwindung des durch die Corona-Einschränkungen entstandenen Fernwehs.

Die zentrale Frage zwischen den beiden so unterschiedlichen Figuren Hans und „Tscharli“, die den gesamten Roman einrahmt, steckt in einer Textzeile von Herbert Grönmeyers Megahit „Männer“: „Wann ist ein Mann ein Mann?“ Die Antwort muss jeder Leser für sich finden.

Matthias Politycki: *Das kann uns keiner nehmen. Roman. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2020, 302 Seiten, 22 Euro.*

## Ins Reine kommen

Dezente Porträts: Bernhard Schlinks neuer Erzählband „Abschiedsfarben“

Von Günter Keil

Zehn Jahre. So viel Zeit vergeht in der Regel, bis Bernhard Schlink einen neuen Erzählband veröffentlicht. Auf „Liebesfluchten“, seinen Bestseller aus dem Jahr 2000, folgte zehn Jahre später „Sommerlügen“, und nun, nachdem ein weiteres Jahrzehnt vergangen ist, erfreut der 76-Jährige seine Leser mit einer neuen Sammlung von Kurzgeschichten. Zuletzt erschien 2018 der Roman „Olga“ – Schlink schreibt zwar viel, aber niemals zu viel. Ein neues Buch des weltweit erfolgreichen Wahl-Berliners wird seit „Der Vorleser“ stets als ein Ereignis wahrgenommen.

Der Titel „Abschiedsfarben“ passt perfekt zu den neun Geschichten. Denn Schlink widmet sich Abschieden in zahlreichen Farbschattierungen. Seine Protagonisten, meist Menschen in der Lebensmitte oder im höheren Alter, verabschieden sich von früheren Lieben, von Zielen, Erinnerungen und Träumen. Sie blicken zurück auf vergangene Lebensphasen und ordnen diese nun, aus der zeitlichen Distanz, anders ein als früher. Bisweilen erkennen sie, dass im falschen Leben das richtige lag und im richtigen das falsche. Diese Neubewertung macht manche der betreffenden Menschen traurig, während sich andere erfreut über den Perspektivwechsel zeigen. Die Schwere und die Leichtigkeit des Lebens liegen nah beieinander, wie immer bei Schlink.

„Wenn man liebt, braucht man den anderen zum Glücklichen, nicht zum Überleben.“ Davon ist ein 71-jähriger Mann überzeugt, der sein Leben mit einer 31-Jährigen teilt. Er weiß, dass sie ohne ihn und er ohne sie leben könnte. Noch verbindet die beiden ihr Glück, doch der Mann ahnt bereits, dass er sich bald von dieser Frau verabschieden muss. Bernhard Schlinks Geschichten drehen sich vor allem um die Liebe; zwischen Verliebten, Geschwistern, Ehepartnern, Freunden sowie Eltern und Kindern. In der Rückschau werfen seine Figuren differenzierte Blicke auf ihre Beziehungen, und sie hoffen darauf, ins Reine mit sich und ihrer Vergangenheit zu kommen.

Unaufdringlich, geradezu behutsam nähert sich Schlink den Menschen in seinen Geschichten. In leisen Tönen – man könnte sagen: in Abschiedsfarben – zeichnet er deren feine Porträts. Kaum ein anderer Schriftsteller vermag es, die Buchseiten mit solch einer schlichten Eleganz zu füllen. Hinter der vermeintlich unscheinbaren, klar strukturierten Fassade brodelt es jedoch. Alte Wunden reißen auf – von wegen, die Zeit heilt sie alle. Plötzlich sind da Enttäuschungen, Verletzungen, Wut und Trauer.

Kann die Frau dem Mann verzeihen, der sie vor vielen Jahren verlassen hat und nun wieder vor ihr steht? Kann der Freund dem Kumpel vergeben, als er erfährt, dass dieser ihn damals an die DDR-Behörden verraten hat? Durfte das alte Ehepaar sich das Leben nehmen, ohne an die Trauer der Hinterbliebenen zu denken?

Es sind also die großen moralischen und menschlichen Fragen, die Bernhard Schlinks Figuren umtreiben. Sie entscheiden sich für unterschiedliche Lebenslinien und Lebensweisen, und sie müssen später den Mut aufbringen, sich ihrer Vergangenheit zu stellen. Mit jeder seiner neun Kurzgeschichten gestattet Schlink Einblicke in die zutiefst privaten Gedanken seiner Protagonisten. Da er dabei verständnisvoll und zurückhaltend vorgeht in seiner gewohnt zeitlosen Sprache, fühlt man sich den fiktiven Charakteren nah. Und deren notwendige Abschiede erscheinen als Chancen – ein tröstlicher und versöhnlicher Gedanke.

Bernhard Schlink: *Abschiedsfarben. Diogenes Verlag, Zürich 2020, 240 Seiten, 24 Euro.*

## Von Herren- und Menschentieren

Jan Mohnhaupt dokumentiert, wie „Tiere im Nationalsozialismus“ rassistisch konnotiert wurden

Von Dr. Oliver Pfohlmann

Die Nationalsozialisten gerierten sich gern als große Tierliebhaber, allen voran der Vegetarier Adolf Hitler mit seiner Schäferhündin Blondi. Heinrich Himmler behauptete in seiner berühmten Posener Rede sogar, die Deutschen hätten „als einzige auf der Welt eine anständige Einstellung zum Tier“. Mit Katzen allerdings konnten die Nazis wenig anfangen. Zu unberechenbar und eigensinnig waren ihnen die Stubentiger; der NS-Literat Will Vesper etwa sah in ihnen Vertreter einer tückischen orientalischen Rasse, kurz: „die Juden unter den Tieren“.

Dass auch Katzen im Mai 1942 dem Haustierverbot für Juden zum Opfer fielen, hatte jedoch primär pragmatische Gründe, betont Jan Mohnhaupt in seinem Buch „Tiere im Nationalsozialismus“. Die Nazis hätten sich nach den Deportationen schlichtweg nicht um zurückgebliebene Haustiere kümmern wollen; das Verbot diene der Vorbereitung des Massenmords.

Welch Leid das Verbot für Betroffene verursachte, verdeutlicht der 1983 geborene Journalist und Buchautor am Fall Victor Klemperers. Für Klemperer und seine Frau war ihr Kater Mujel 1942, als die Eheleute in einem Dresdner „Judenhaus“ um ihr Leben bangen mussten, ein Mutmacher – ihr Symbol des

Ausharrens in einer immer aussichtsloser werdenden Wirklichkeit: „Der erhobene Katerschwanz ist unsere Flagge“, notierte Klemperer, „wir streichen sie nicht, wir behalten die Nase hoch, wir bringen das Tier durch.“ Umso untröstlicher war Klemperers Frau, als sie den Kater wegen des Haustierverbots doch zum Tierarzt bringen musste. Das „ist eine der Grausamkeiten, von der kein Nürnberger Prozess berichtet“, urteilte Victor Klemperer nach Kriegsende in seinem „LTI: Notizbuch eines Philologen“, um dann über seine Peiniger fortzufahren: „denen ich, läge es in meiner Hand, einen turmhohen Galgen errichten würde, und wenn mich das die ewige Seligkeit kostete“. Klemperers Verdikt mag davor schützen, die von Jan Mohnhaupt erstmals umfassend untersuchte Frage, wie die Nazis mit Tieren umgingen, allzu schnell als Bagatelaspekt abzutun. Oder in ihr gar eine potenzielle Verharmlosung zu sehen, schließlich gehörte Hitlers Hundeliebe von Anfang an zum Führermythos.

Tatsächlich erließen die Nazis schon im ersten Jahr ihrer Herrschaft ein neues Tierschutzgesetz, das nicht nur international als fortschrittlich gerühmt wurde, sondern in der Bundesrepublik bis 1972 weitgehend unverändert in Kraft blieb, so Mohnhaupt. Seine überfällige Studie entlarvt jedoch die Abgründigkeit der vermeintlichen NS-Tierliebe sowie deren Verquickung

mit dem braunen Rassenwahn. So ging es etwa bei dem bereits im April 1933 erlassenen Gesetz, wonach warmblütige Tiere vor der Schlachtung zu betäuben seien, nicht etwa darum, Tieren unnötiges Leid zu ersparen, sondern den deutschen Juden das rituelle Schächten zu verbieten.

Wie erhellend der Blick auf den Umgang mit Tieren gerade auch in unmenschlichen Zeiten sein kann, machten vor Mohnhaupt bereits Rainer Pöppinghege („Tiere im Ersten Weltkrieg“, 2014) und Malin Gewinner („Die Anthropomorphie. Tiere im Krieg“, 2017) deutlich. An Mohnhaupts Darstellung, die sich auf Erinnerungen, Tagebücher, Propagandamaterial oder Schulbücher stützt, fällt zunächst der griffige Reportagestil auf. So ist der Leser hautnah dabei, wie zum Beispiel ein Schüler im Schulunterricht anhand des Kartoffelkäfers das Konzept „Volkschädling“ kennenlernt und Seidenraupen züchtet, aus deren Fäden Fallschirme für die Wehrmacht hergestellt werden. Oder wie, ebenfalls zur Kriegsvorbereitung, deutsche Hausfrauen in einer Frühform der Recyclingwirtschaft Küchenabfälle für die Mast „Deutscher Edelschweine“ sammeln.

Letzteres war ein Einfall von Hitlers Reichsernährungsminister Walther Darré, für den die Schweinehaltung ein Beweis für die rassistische kulturelle Überlegenheit der Arier gegenüber den Juden war. Der

„Blut-und-Boden“-Ideologe Darré war wie SS-Chef Heinrich Himmler „fest überzeugt davon, dass die Erkenntnisse der Tier- und Pflanzenzucht auf den Menschen anwendbar sind“, resümiert Mohnhaupt.

Uneins war sich die Nazi-Prominenz dagegen, was die Jagd angeht. Während Hitler Jäger als „grüne Freimaurer“ verspottete, konnte „Reichsjägermeister“ Hermann Göring gar nicht genug Geweihe sammeln; das Kapitel über Görings Jagdobsession gehört zu den Glanzstücken von Mohnhaupts Buch. Es erinnert gleich zu Beginn an einen wenig bekannten Aspekt des Holocausts, den „Zoologischen Garten Buchenwald“, mit Affen, Vögeln und einem Bärenzwinger. Errichtet wurde er von Häftlingen zur Erholung der SS-Wachmannschaften. Zwischen Lagerzoo und KZ hätten nur wenige Schritte gelegen, vermerkt Mohnhaupt, dazwischen der „Draht“, ein drei Meter hoher Elektrozaun. „Er bildete die Grenze zwischen Mensch und Tier auf der einen und ‚Untermensch‘ auf der anderen Seite.“ Der „Draht“ habe somit die systematische Verschiebung von Grenzen symbolisiert, die einige ausgesuchte Tiere – Hunde, Wölfe, Pferde – zu „Herrentieren“ machte und Menschen willkürlich zu „Menschentieren“ degradierte.

Jan Mohnhaupt: *Tiere im Nationalsozialismus. Carl Hanser Verlag, München 2020, 288 Seiten, 22 Euro.*